

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 11

Artikel: Irene die Unbekannte
Autor: Cahuet, Albéric
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Irene die Unbekannte

Roman von
Albéric Cahuet

Autorisierte
Uebersetzung von
Alfred Graber

PROLOG

Auf hoher See tanzte ein seines Mastes beraubtes Schiff, das von einer gewaltigen Woge emporgetragen und dann von ihr verschlungen wurde. Es tauchte wieder auf, versank von neuem und kam wieder zum Vorschein, ein willenloses Wrack, das unter gewittertrüben Wolken sein zerrissenes Segel wie ein Leichentuch nach sich schleppte.

Es war ein alter, etwa zwölf Meter langer Kutter, eine ausgediente Jacht, die früher einmal — wieviele Jahre mochte das wohl her sein! — von einer glücklichen Frauenphantasie auf «Mon Plaisir» getauft worden war. Oefters hatte das Schiff seinen Besitzer gewechselt, war übel behandelt und nie aufgetakelt worden, so da es nur noch im Bedarfsfall zu Fahrten zwischen den Inseln diente und wohl dazu ausersehen war, in irgendeinem Sturm unterzugehen.

Für gewöhnlich setzte man es dieser Gefahr allerdings nicht aus. Der alte Kutter machte seine kurzen Reisen nur bei schönem Wetter. An diesem Tage aber hatte er, was sonst nie vorkam, seinen Anker unglücklicherweise unter einem niedrigen Himmel gelichtet und versucht, die achtzehn Meilen, die Moorea von Tahiti trennen, noch vor einem möglicherweise aufkommenden Unwetter zurückzulegen. Drei Menschen befanden sich an Bord, ein alter Kapitän als einziger Seemann, der so abgebraucht wie sein Boot aussah und zwei Passagiere, ein Mann und eine Frau; keine verheirateten Leute, auch nicht ein Vater mit seiner Tochter oder ein Liebespaar, immerhin aber zwei Landsleute, ein Franzose und eine Französin, die beide mit derselben Hast zur Abreise gedrängt hatten. Die Hilfsgeleerte, die den Dienst zwischen den beiden Inseln zu versehen hatte, war an diesem Morgen eines Schraubendefektes wegen nicht von Papeete zurückgekommen. Die zwei Reisenden hatten also genommen, was sich ihnen bot, obwohl der kümmerliche Segler, dessen altersschwacher Kapitän die einzige Besatzung bildete, einem so unsicheren Wetter in keiner Weise entsprach. Einen Matrosen gab es nicht, nicht einmal einen Schiffsjungen. Seitdem ein regelmäßiger Schiffsverkehr zwischen den Inseln eingerichtet worden war, verdiente der Alte zu wenig, um noch an ein Teilmann denken zu können. Von seinen zwei Fahrgästen war der Tourist Geschäfte halber nach dem Archipel gekommen; welcher Art diese waren, hatte man nicht herausbekommen können. Er hatte sich nur lange mit den Fischern unterhalten, war kurzangebunden, freigebig und ein wenig herrisch gewesen. Von der sehr jungen und verschlossenen Frau hatte man auch nicht mehr in Erfahrung gebracht. Woher kam und wohin ging die Unbekannte? Der Schiffsagent in Moorea wußte nur, daß ihr viel daran gelegen war, am nächsten Tag in Papeete die Ueberfahrt nach San Franzisko nicht zu verpassen.

Im Gegensatz zu dem sonst üblichen Herkommen in der Welt hatten die beiden Menschen, die der Zufall einer kurzen Ueberfahrt fern ihrer Heimat zusammenbrachte, nicht das Bedürfnis verspürt, Worte miteinander zu wechseln. Die junge Frau oder das junge Mädchen hatte den Kapitän lediglich über die Dauer der Ueberfahrt befragt und ihm ihr Gepäck, einen großen Sack und einen Kabinenkoffer anvertraut. Dann hatte sie, in ein graues Cape gehüllt, in das Auf und Nieder des Meeres geschaut, das unruhig und finster wurde.

Der Mann, ein Wesen von robustem Äußeren, bezugte weder für den Himmel, noch das Wasser, noch das Schiff, noch auch für seine Zufallsgefährtin das geringste Interesse. Auf einem zusammengerollten Segel sitzend, studierte er in einer Karte und blätterte ein Notizheft durch. Von seinen kahlen Lippen kamen bisweilen ein paar Worte, die wie Ziffern klangen. Häufiger noch verschante er sich aber hinter tiefes Schweigen.

Eine Ueberfahrt von achtzehn Meilen ist keine Welt-

reise. Der Kutter war auch so sehr an sie gewöhnt, daß ihm, so schien es, nichts Gefährliches zustoßen konnte. Und doch, die Gefahr kam, drohend und von allen Seiten zugleich, in dem nämlichen Augenblick, als man die Spitze von Faaupo umsegelte.

Während sich die Horizontlinie auflöste, hatte das graugrüne Wasser eine undurchsichtige Farbe angenommen. Wirbelsturmartig brachen, von Blitzen gefolgt, die Wolken nieder und der Wind schien den Schiffsrumpf, der aus seiner ganzen wurmstichigen Seele ächzte, emporzuheben und dann wuchtig auf die Seite zu werfen. Der Alte sagte etwas Unverständliches, aus dem aber ein Ton von Verzweiflung klang. Die Passagierin hatte aufgehört, vor sich hinzuträumen.

*

Geht man an Bord eines Schiffes, so denkt man wohl manchmal an Gefahren, doch glaubt man nicht an sie. Zumindest stellt man sich nicht vor, selbst irgendein Risiko laufen zu können. Die Katastrophen ereignen sich wer weiß wo, die Blitze schlagen anderswo ein und von Schiffsuntergängen erzählt man sich nur. Fast immer meint man dabei, ein besonderes Anrecht darauf zu haben, dem Verhältnis zu entgehen, das ja im menschlichen Leben für gewöhnlich auch nicht in so dramatischer Form auftritt.

Die Passagierin, die sich dichter in ihr Cape hüllte und wohl keine Neigung verspürte, sich in der Kabine einzuschließen, war durch das tobende Schauspiel um sie her aus ihrer träumerischen Versunkenheit gerissen worden. Der Mann hingegen bewahrte seine Ruhe. Zweifellos hatte er andere Stürme in seinem Leben kennengelernt. Er hatte seine Karte zusammengefaltet und sein Notizheft zugeklappt.

«Was nun?» fragte er den Kapitän.

Seine Stimme war ernst. Ein Seitenblick auf den Alten, der der Situation nicht gewachsen war, ließ ihn dessen ganze Hilflosigkeit abschätzen. Und schon kam seine kräftige Hand dem Greis zu Hilfe, dessen zitternde Finger sich abmühten, die Tauen herunterzulassen. Die elende Takelage taugte übrigens zu nichts. Das Großsegel einzuziehen, blieb gar keine Zeit mehr, denn schon ereignete sich das Schlimmste, das sich überhaupt ereignen konnte. Nachdem der Stag weggesplittert war und der Wind die Seitenwangen weggerissen hatte, brach der Mast schwer über einem Haufen Segeltücher nieder. Ein heftiger dumpfer Schlag, ein Todesschrei. Von dem Schlag getötet, lag jetzt der Kapitän, der einzige Seemann auf der hoffnungslos verlorenen Karkasse, mit offenem Schädel auf den Planken. Sein blutleeres und blutüberströmtes Gesicht, das laut zu lachen schien, bot mit seinen zerschmetterten Kinnläden einen furchtbaren Anblick. Wirklich hätte man glauben können, daß der Alte lachte und vielleicht lachte er auch darüber, sein erledigtes Schiff einer so kläglichen Mannschaft zu überlassen.

Armselige Mannschaft! Eine Welle hatte die Frau zu Boden geworfen. Von Wasser tiefend, fast nackt, mit offenen Kleidern und an der Haut klebenden Strümpfen klammerte sich die Unglückliche an ein Seil. Aufzustehen wagte oder vermochte sie nicht, sah aber — soweit sie etwas sehen konnte — ihren Gefährten, der bis zu den Schultern in einem Chaos von Trümmern stand, Holz in Stücke schlagen und so schnell es ging, das Segeltuch zerreißend, um den Kutter, der sich weit nach Backbord neigte, von jedem Ballast zu befreien.

Plötzlich geriet der Leichnam des Alten, grinsend und drohend, ins Rutschen. Ein Aufbäumen des Schiffes hatte seinen Körper aufgerichtet und ihn wie im Spiel gegen die Frau geworfen, die laut aufschrie. Ihr Schrei schien den Toten zurückzuhalten, denn er zö-

gerte, drehte sich und glitt dann langsam und steif auf den anderen der Lebenden zu, wobei seine Fäuste sich wie im Kampf zusammenballten. Doch sein Gegner kam der Herausforderung zuvor. Nachdem er sich aus dem Wirrarr von Stricken und Segeln losgemacht hatte, packte er den Leichnam voller Wut, umklammerte ihn und warf ihn ins Meer hinaus.

Vor Entsetzen bebend hatte ihm die Frau dabei zugehört, ihm, der jetzt allein handelte und dessen männlicher Wille die letzte Hoffnung für sie bildete. Sie hätte ihm geholfen, wenn sie gekonnt hätte, doch entschlossen hob er sie auf und trug sie nach der Kabine. Das schwade Geschöpf war wie die zerfetzte Takelage nur im Weg, und was konnte selbst er noch auf einem Schiffe ausrichten, das ohne Segel und Steuer dem Unwetter auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war? Unter spritzenden Wogen, die ihn wegzureißen drohten, verschwand das Deck. Immerhin brachte er es noch fertig, einige Trümmer über Bord zu werfen, dann ließ er alles im Stich und gewann seinerseits die Kajüte, deren Verdeck er sorgfältig abdichtete. Mit dem Schiff und seinem Inhalt würde das Meer machen, was es wollte.

*

Zwei Schatten im Schatten. Die Silhouette der Frau war so klein, daß man hätte glauben können, ein Kind vor sich zu haben. Ein düsterer grauer Tag fiel durch das Fenster auf die zwei mit abgeschabtem Leder überzogenen Bänke, auf den ölbeschrifteten Tisch, auf das früher in gutem Zustand gehaltene Kupfergeschirr. Zwei mit locker gewordenen Schloßern versehene Türen trennten die Kajüte vom Mannschaftsraum und einer Kammer, die, wie noch ein großer Spiegelberst zeigte, in besseren Zeiten der Besitzerin des Seglers als Boudoir oder Toilettenraum hatte dienen mögen. Da und dort in der Kabine polterten Kisten, Tonnen und altes Eisen gegeneinander und rollten mit dem Gepäck umher. Ihr unaufhörlicher Lärm und das Toben draußen in der Nacht zerrissen die Nerven vollends.

In dem kleinen Raum wurde es heiß. Es herrschte eine drückende, feuchte Fieberhitze, die zusammen mit der salzhaltigen Luft nur ein stoßweises Atmen erlaubte. Nachdem sich die Augen an das graue Licht gewöhnt hatten, schien es, als ob ein menschliches Leuchten vom Antlitz der Frau ausginge, das auch auf die Dinge überstrahlte. Dieses Gesicht war das eines Menschen, der flehend seine Hände erhoben hat, und vielleicht betete das arme Wesen auch wirklich, denn die Worte, die ihre Lippen formten, waren nicht an Sterbliche gerichtet. Ihr Blick fiel durch die Fensterscheiben auf den schwarzen Nebel, in dem sie vergeblich nach einem Stück Himmel suchte.

Dem gleichen Schicksal unterworfen, pflegen Menschen, wenn es um Leben oder Sterben geht, für gewöhnlich einander näherzukommen. Sie hoffen, daß das Gefühl der Verbundenheit ihnen neuen Mut mache. Doch zwischen der Frau, die nicht mehr ans Leben glaubte und dem Mann, dessen harte Augen den Tod nicht sehen wollten, fand keine auch noch so flüchtige Annäherung statt.

Was konnte ihm die Unbekannte auch bedeuten? Wesen ihrer Art, die sich ohne Begleitung in die Welt hinauswagten und sich in so unbekanntem, von den großen Schiffsfahrtslinien nicht berührte Gegenden verloren, waren, wie er aus Erfahrung wußte, meist nichts als umherirrende Schmetterlinge, denen ihre Abenteuer übel mitgespielt hatten, kleine Statistinnen am Rand des Lebens, die auf ihrer ziellosen Tournee von einem Passanten aufgegriffen und dann mit einer Wegzehrung wieder entlassen wurden, aus zweifelhaften Häusern entlaufene Mädchen, die einem schöneren Dasein nachjagten und nach zahllosen Irrfahrten, auf denen sie sich

(Fortsetzung Seite 316)

genügend ausgelebt und gelangweilt hatten, zögernd nach dem Hafen ihrer Heimat zurückzufanden. Gehörte die Unbekannte zu dieser Art Frauen?

Wenn ja, dann hatte Tahiti, wo die Menschen so leicht die Möglichkeit finden, ihrem Vergnügen nachzugehen, dann hatte selbst Moorea ihr nicht viel bieten können. Was hätte sie also besseres tun können, als über San Franzisko nach Europa zurückzukehren? Vielleicht hatte sie sich verschlossener gezeigt, als sie war, weil sie die Wirkung dieses Mittels, das kluge Frauen stets anwenden, kennen mochte. Doch jetzt war die Stunde für ein verliehtes Spiel vorbei und wenn ihr Verhalten anfangs Berechnung gewesen war, so war es jetzt wirklich die Angst, die sie verstummte ließ. Doch darum und um anderes kümmerte sich der Mann nicht und wenn er in diesem Augenblick an etwas dachte, so galt sein Nachdenken gewiß nicht der Lösung eines Rätsels. — Einmal allerdings während ihres schweigsamen Gegenüberstehens hatte er die Frau etwas eingehender angesehen, hatte ihre braunen, von Salz strähnigen, auf der Stirn und an den Schläfen klebenden Haare beobachtet, ihr zerriesenes, durchnäßtes Kleid und ihren Rock, der eine gebräunte Schulter und eng aneinandergepreßte Knie durchschimmern ließ, die in dem zum Ersticken der Tropfen, das immer rascher wurde. Jeden Moment waren sie darauf gefaßt, die Planken unter ihren Füßen weggerissen zu sehen und gegen das hereinbrechende Wasser hätte die Pumpe, soweit diese überhaupt arbeitete, nichts ausrichten können.

Die Hitze wurde unerträglich. Der Mann, dem das Blut fast den Kopf zersprengte, stieß die zum Mannschaftsraum führende Türe auf. Ein kleines Faß fiel zu Boden, aus dem ein paar vertrocknete Heringe sprangen. Dann polterte ein kupferner Wasserkessel zu Boden, der wie ein Wurfgeschloß auf die Frau zusauste und sie beinahe getroffen hätte. Andere Gegenstände rissen sich bedrohlich von der Wand los, so daß die Tür wieder geschlossen werden mußte.

Und weiter klatschten die Tropfen auf den Tisch, auf dem sie eine dicke, an den Kanten abfließende Lache bildeten. Wie lange das dauerte, wußte man nicht. Dann ließ das grausige Sichern allmählich nach, hörte fast auf, und auch die dumpfen Wellenschläge wurden immer seltener.

Der Mann atmete auf.

Mehrmals während der harten Wartezeit hatte er das Bedürfnis verspürt, etwas zu sagen, hatte aber von der kleinen Gestalt, die in ihrer schattigen Ecke kauerte und ihm so nah und so fern zugleich war, nur einsilbige, erstickt hervorgepreßte Antworten erhalten. Dieses Mal hatte sein überraschtes Aufatmen immerhin ein hoffnungsvolles Seufzen ausgelöst.

Das Schiff hatte seinen Totentanz zu Ende getanzt, die tosenden Strudel unter ihm waren zur Ruhe gekommen. Durch die Scheiben hindurch sah man einen großen Purpurstreifen, der von Wolken herrührte, die einer Feuersbrunst gleich dahinstürmten. Allmählich überzog sich der Himmel wieder mit seinem Blau.

Der Mann hob den Kajütenverschlag auf, ging an Deck und rief, damit er auch von der Kabine aus gehört werden konnte, mit lauter Stimme:

«Es ist aus!»

Das Schiff lag leicht zur Seite geneigt auf der See, die sich geglättet hatte. Ein leichter Wind strich über Bord, strich in die Kabine, in der die Frau geblieben war. Eigentlich war er erstaunt, sie nicht auch an Deck kommen zu sehen. Doch dann dachte er nicht mehr an sie, sondern schaute in den Himmel, der tiefdunkel über dem Meer lag. Mechanisch warf er einen Blick auf den Kompaß.

«Wir müssen weit abgetrieben sein», murmelte er.

Dann beobachtete er zwei Vögel mit braunen Schwingen, die dem treibenden Wrack folgten. Ob die wohl wußten, wohin es ging?

Da und dort standen schaumige Lachen. Er nahm Wasser in die hohle Hand und wusch sich das Gesicht. Am Horizont, der seine unendliche Ausdehnung wiedergewonnen hatte, ließ sich weit und breit nichts blicken. Sicher würde an diesem Abend auch kein Schiff mehr auftauchen. Deshalb aber brauchte man doch keine Chance vorübergehen lassen. Ein an einem Bootshaken befestigtes und am Masttrumpf gefestigtes Segeltuch diente als Notflage. An einem Seising hing noch eins jener kleinen Rettungsboote, die die Seeleute spaßeshalber Meerriesen nennen. Weshalb sollte man auf seine schwache Hilfe verzichten? Er ließ den Kahn also auf Wasser nieder, wo er im Kielwasser schaukelnd dem Kutter folgte. Kalblütig tat er alles, was getan werden konnte. Doch dann überkam ihn die Müdigkeit, gegen

die er nicht mehr ankämpfen mochte. Er ließ sich auf ein paar Ankertauern nieder und schloß die Augen, für ein Moment, vielleicht auch für lange Zeit. Als er sie wieder aufschlug, heftete er sie voller Vertrauen auf die Unendlichkeit der See. Mit einer Art Lächeln stellte er fest, daß die Frau die Kabine verlassen hatte und ebenfalls aufs Meer hinausschaute. Jedoch, o weibliches Wunder, die Unbekannte war wieder zu der geworden, die sie bei ihrer Einschiffung in Moorea gewesen war, in sauberen Kleidern, frisch frisirt und zurechtgemacht. Von dem Schiffbruch war keine Spur mehr an ihr zu entdecken. Ihre geschmeidigen, ein wenig gelockten Haare flatterten leicht im Wind und die Augenbrauen, die sie sich wohl nachgezogen hatte, gaben ihrem Gesicht, aus dem ein paar hellblaue Augen leuchteten, einen zarten Ausdruck von Jugendlichkeit, den der Mann anzusehen nicht müde wurde.

Entzückend, stellte er fest.

Ein wenig schwerfällig erhob er sich und als er sich der Schweigsamen genähert hatte, bemerkte er, wie sie so etwas wie einen Schiffszieback in der Hand hielt.

«Ja natürlich», meinte er, «wir haben uns seit langem nicht mehr zu Tisch gesetzt.»

Er kramte in der Tasche seines Ueberziehers, aus der er eine Flasche Rum zog.

«Kann ich Ihnen davon anbieten?» fragte er.

Auf ihr Kopfschütteln, das er für ein Nein hielt, leerte er die Flasche zur Hälfte und fühlte sich wieder stark werden. Wohin das Schiff trieb, wußte der Teufel. Auf dem Meer, über das allmählich der Abend hereinbrach, war nichts zu sichten. Doch was machte das! Dem Tod war man entgangen, und das ruhige Plätschern der Wellen gab wenigstens die schwache Gewißheit, ihm nicht sogleich wiederzubegegnen. Im Mannschaftsraum oder anderswo mußten sich außerdem ein paar Lebensmittel finden lassen. Der Mann machte sich auf die Suche. In der Kabine fand er neben den Kleidern, deren sich seine Gefährtin entledigt hatte, nur ihren geöffneten Koffer. In der Kammer aber zeigte eine Kiste mit Keksen, deren Deckel man gewaltsam aufgebrochen hatte, von den ungeschickten Bemühungen einer Frauenhand. Sonst gab es nichts außer einem Faß mit Fischen, dessen Inhalt zur Hälfte verschüttet am Boden umherlag. Er nahm etwas von den Keksen, wobei er sich viel Zeit ließ. Er konnte ja abwarten. Aber was denn abwarten? Kannte er sich nach allem etwa auf dem Meer aus, kannte er seine Inseln und glaubte er an eine baldige Befreiung?

Plötzlich brach die Nacht über der Kajüte herein und mit ihr kam die Angst, die es zu verjagen galt. Am Schott hing eine Laterne, deren Kerze er bald mit einem Feuerzeug angezündet hatte. Und von dem Licht angezogen kam die Frau, die sich vor der dunklen Einsamkeit draußen auf Deck fürchten mußte, in den kleinen Raum hinab, den jetzt ein gelbes Licht erleuchtete. Es schien, als hätte dieses Licht etwas von der Wärme und Vertraulichkeit gebracht, die zwei Menschen empfinden, die sich des Abends zur gemeinsamen Mahlzeit unter der Tischlampe zusammenfinden. Nur gesprochen wurde nicht.

«Wir werden mit heiler Haut davonkommen», sagte

der Mann. «Nicht heute Abend, auch nicht in dieser Nacht, aber morgen vielleicht, oder später...»

Er hatte dabei ein herrisches Lachen aufgesetzt, das wie eine Herausforderung an das Schicksal klang.

«Wir müssen nur abwarten. Immerhin haben wir Glück gehabt, unheimlich viel Glück.»

Es war wirklich erstaunlich, auf dem verlorenen Schiff noch von Glück zu sprechen und so zu tun, als gehöre jede Gefahr bereits der Vergangenheit an. Aber etwas sprechen mußte er.

«Gnädige Frau... oder Fräulein, weshalb sagen Sie eigentlich nichts?»

«Zum erstenmal neugierig geworden, hatte er ihr eine Frage gestellt, hörte als Antwort aber nur ein seufzend hervorgestoßenes:

«Ich habe Durst.»

Aber ja, natürlich mußte sie Durst haben, wie auch er durstig war, obwohl er seine Rumflasche fast ausgegossen hatte. Er lief an Deck, um Trinkwasser aus einer Tonne zu schöpfen. Doch das Meer hatte sie weggespült.

«Jetzt wird's dumm!», sagte er.

In einem Segeltuch hatte sich das Wasser angesammelt. Vielleicht war es Regenwasser. Er schöpfte mit der Hand, kostete es und spie es sogleich wieder aus. Salzige... Am wolkenlosen Himmel standen die Sterne. Sein Durst wurde allmählich quälend.

Etwas niedergeschlagen dachte er eine Zeitlang nach, dann stieg er mit seinem kühnen Draufgängerlachen wieder in die Kajüte hinunter. Dort lagen in wildem Durcheinander neben dem Koffer der Unbekannten drei Kisten, deren Deckel er bald aufgesprengt hatte. Unter zerschlagenen Gläsern fanden sich ein paar heilgebliebene Flaschen. Mit zweien kam er an den Tisch.

«Wir haben kein Wasser mehr», verkündete er übermütig, «aber dafür haben wir Champagner. Ein Glas kann ich Ihnen dazu leider nicht anbieten.»

Ein Knall und noch ein Knall. Wie Salutschüsse an einem festlichen Tag sprangen die Pfropfen in die Höhe.

«Die da ist für Sie und die für mich.»

Gierig betrachtete sie die geöffnete Flasche, streckte die Hand nach ihr aus und trank in langen Zügen.

«Ich habe Ihnen vorher gesagt, daß es kein Wasser ist», meinte er scherzend.

Er war ihr ganz nahegerückt.

«Geh't jetzt besser?» fragte er. «Ein bißchen Schlaf und dann wird alles gut sein. Mein Gott, solchen Durst haben Sie gehabt?»

Erschreckt und verwirrt schob sie das goldene Getränk von sich, das sie mit neuem Leben erfüllte.

«Sie tun recht», sagte der Mann, nachdem auch er seinen Durst gelöscht hatte, «die Sorte ist gut und wir sicher nicht für die Eingeborenen auf den Inseln bestimmt. Eine gute Medizin, nicht wahr?»

Aufmerksam sah er sich seine munter gewordene und von frischen Farben überglühete Gefährtin an. Ihre braunen, noch etwas feuchten Locken ringelten sich mutwillig über die Schläfen. Auf ihren Lippen und in ihrem Blick saß ein kleiner Feuerfleck.

Und wieder ertönte sein männliches Lachen.

«Ich hatte Sie noch nicht richtig angesehen. Sie sind...»

Und halblaut, wie zu sich selbst, fügte er hinzu: «Sehr hübsch!»

Eine Sekunde lang ruhte sein klarer Blick in dem ihren, dann bemerkte er, welche Mühe sie hatte, ihre Augenlider offen zuhalten, die wie zwei Flügel auf- und niederschlugen.

«Haben Sie noch Angst?» fragte die rauhe Stimme, die sich weich geben wollte und befangen blieb.

Und die fast unhörbare Antwort war:

«Ja, ich habe Angst.»

Es waren die ersten Worte, die endlich deutlich vernehmbar aus ihrer vor nervöser Erregung zusammengeschnürten Kehle kamen. Welchen Sinn und welche Bedeutung mochten sie haben? Fühlte die Frau die geheimnisvolle Nähe einer neuen Gefahr, die mächtiger war als alles andere, als das Meer, der Sturm, das ins Unbestimmte treibende Schiff, einer Gefahr, die sie zum Sprechen zwang, weil sie ihr von seiten des Mannes drohte?

Als sie hilflos und schwach gewesen war, hatte er seine Energie eingesetzt, um den Kampf gegen die Natur aufzunehmen und ihn zu gewinnen. Noch sah sie im Geist die wilde Gebärde, mit der er den Leichnam des Kapitäns ins Meer geworfen hatte. Auf der Einsamkeit des Schiffes war er ihr, dessen Lebenswille sich selbst dem Tod überlegen gezeigt hatte, als der Starke erschienen, der alles vermochte. Gewiß, sein hartes Gesicht war weder brutal noch gewöhnlich, doch wenn sie seinem herrischen Blick begegnete, dem sie aus dem Weg zu gehen wünschte, dann fühlte sie, wie sehr er ihre Unterwerfung verlangte.

In den Stunden vorher hatte der Mann um sein eigenes Leben gekämpft und sie nicht beachtet. Doch jetzt galt seine Energie nicht mehr dem Widerstand gegen den Tod, sondern ihr, der Lebenden. Um seinen Mund lag ein breites Lachen, das sie fürchtete und dem sie, wie alle Frauen, mißtraute. «Ja, ich habe Angst.»

Er hatte nicht geantwortet, hatte ihr nicht einmal ein beruhigendes Wort gesagt. Schweigen trat zwischen sie. Sie schloß ihre Augen, unfähig, dem Schlaf länger zu widerstehen, den sie vermeiden wollte und der un-

(Fortsetzung Seite 319)



Der 80. Geburtstag eines großen Wissenschafters und Wohltäters der Menschheit.

Am 15. März jährt sich zum 80. mal der Geburtstag Emil von Behrings, des großen deutschen Forschers und medizinischen Nobelpreisträgers. Emil von Behring, einer der hervorragenden Vertreter der Bakteriologie und Immunitätsforschung, war der Entdecker des Diphtherie- und Starrkrampferums. Durch die Entdeckung Behrings ist die Sterblichkeit an Diphtherie von 76 auf 6-10% gesunken.



VERLOREN!

Der Film hat seine Arbeit getan

Was kann ich tun, um den Film zu bekämpfen und meine Zähne zu erhalten?

Der Film ist immer vorhanden — in jedem Mund, auf jedem Zahn — beständig sammelt er sich an. Bald ist er unsichtbar, öfters bildet er jedoch einen hässlichen, gelben Belag.

Der Film führt zu Zahnfäulnis.

Das grösste Unheil, das der Film anrichtet, ist die Zahnfäulnis. Im Film sind winzige stabförmige Bazillen, welche eine starke Säure absondern. Diese Säure zerfrisst den Zahnschmelz ebenso, wie andere Säuren Löcher in Stoff oder Holz brennen. Immer tiefer dringt

die Säure ein. Schliesslich wird der Nerv erreicht . . . der Wurzelkanal infiziert . . . und, wenn nicht zeitig genug plombiert wird, kann das Ergebnis geradezu tragisch werden.

Was kann ich tun, um die Zahnfäulnis zu bekämpfen?

Zur Bekämpfung der Zahnfäulnis benötigen Sie Pepsodent anstatt gewöhnliche Zahnpasten. Warum? Weil Pepsodent eine spezielle Film-entfernende Substanz enthält.

Dieses Film-entfernende Material in Pepsodent ist eine der grossen Entdeckungen der Gegenwart. Die ihm innewohnende Fähigkeit, jede Spur von Filmflecken zu entfernen, ist revolutionär! Sein bemerkenswerter Vorzug, zweimal so weich zu sein wie andere Mittel, die gewöhnlich verwendet werden, hat weitgehende Anerkennung gefunden.

Benützen Sie Pepsodent jeden Tag zweimal und suchen Sie Ihren Zahnarzt mindestens zweimal jährlich auf!

Sehen Sie, wie schnell sich hässlicher Film auf Ihren Zähnen bildet!



Diese Zähne waren um 8 Uhr morgens absolut frei von Film. **Am Mittag** wurde ein spezielles Präparat[®] zur Kenntlichmachung des Films angewandt, und nun sehen sie so aus.

Um 8 Uhr abends zeigen sich nach Anwendung der erwähnten Lösung[®] noch stärkere Ablagerungen von Film - 2/3 der Zahnoberfläche sind damit bedeckt.

Um 10 Uhr abends. Die gleichen Zähne wurden mit Pepsodent gebürstet. Beachten Sie, wie gründlich der Film entfernt worden ist.

[®] eine unschädliche Flüssigkeit, die von Zahnärzten verwendet wird. Dieselbe färbt den Film, sodass er von blossen Auge gesehen werden kann.

4176

GRATIS - 10 - TAGE - TUBE
O. Brassart Pharmaceutica A.G., Zürich, Stampfenbachstrasse 75
Senden Sie eine Gratis-10-Tage-Tube an:

Name:

Adresse:

NEUE PREISE
Kleine Tube Fr. **1.60**
Grosse Tube Fr. **2.75**

Pepsodent

ist die spezielle Film-entfernende Zahnpaste.

Nur eine Tube per Familie

40 - 16. 3. 34

bezwänglich wurde. Ihre Erschöpfung zu verbergen hatte sie nicht mehr die Kraft. Mit einer Handbewegung wies sie den Champagner zurück, den er ihr anbot. Wenn der Mann sie nur nicht weiter so angesehen hätte. In seiner Art, sie zu fixieren, lag etwas Lauerndes, und am liebsten hätte sie ihre Beine versteckt, ihren nackten Arm seinem Blick entzogen, der über ihren Körper glitt und sich an ihrem Handgelenk festsetzte, an dem sie ein metallenes Armband trug. Seltsam, dieser einfache und billige Ring, der nur dadurch zum Schmuck wurde, weil ihr Arm ihn trug.

Und plötzlich trat für den Mann alles, die Gefangenschaft, das Schiff, das Ungewisse seines Geschicks, die tückische und einschläfernde Grausamkeit des Meeres zurück vor jener anderen, brennenderen Wirklichkeit: der Frau. Die Liebe kennt kein Zögern, wenn der Tod droht. Sterben müssen, ja, doch einmal noch die Umarmung kosten, einmal noch sich an jungen Lippen, einem erlöschenden Blick herauschen. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um ein Schwindelgefühl loszuwerden. Sah die Frau seine Geste, verstand sie sie? Verstand sie, daß auch er, der Mann, sich dazu zwang, gegen andere, dunkle Kräfte anzukämpfen? Die lokkende Silhouette im Schatten versuchte, zu einem Nichts zusammenzuschumpfen, um sich, wie vorher durch ihre Rätselhaftigkeit und ihr Schweigen, zu schützen. Aber ihr nackter Arm brannte wie ein warmes Licht und da war noch die Schönheit ihrer Haare, die sich auf ihrem zarten Profil wie Liebkosungen ausnahmen. Leise, in aufgeregtem Takt, zitterte ihre Kehle und der Geruch ihres Körpers, ihres Haars schuf eine Atmosphäre, aus der die vertrauliche Nacht eines Großstadtzimmers erwuchs. Die Laterne mit ihren beschlagenen Scheiben schien zur Nachttischlampe geworden. Fragte er, der Stolz und Herrische noch darnach, wer diese Frau war, da sie ihm zur Frau schlechthin wurde? Und er spürte das tiefe Geheimnis, das Gesetzmäßige, das zwei Menschen in Beziehung zueinander bringt.

Er versuchte, seinen Willen zusammenzunehmen, wieder vernünftig zu werden. Verlor er denn jede Beherrschung? In diesem Augenblick aber sah er sie ihren Arm erheben, um ihr Gesicht zu stützen. Ihr Kopf neigte sich wie unter einer bleiernen Hand, und von übermäßiger Anstrengung entkräftet, sank sie in tiefen Schlaf. Noch einmal aber hefteten ihre Augen sich, ehe sie sich schlossen, mit flehender Angst auf den Mann.

Strahlend und freudig brach der Morgen durch das Fenster der Kabine. Der Schlafende erwachte durch ein röhelndes Geräusch, das er durch quälende Fieberträume

hindurch gewährte. Wer mochte so stöhnen? Die Bettstatt neben ihm, die er am Abend zuvor so gut es ging hergerichtet hatte, war jetzt leer, und da in der Kabine sonst niemand war, so konnte nur er es sein, der stöhnte. Aus seiner offenen Brust rieselte ein dünner Blutstrom. Die Waffe, mit der man ihn so zugerichtet hatte — ein Messer zum Zerschneiden von Tauen — hatte sich von selbst aus der Wunde gelöst und war, kaum gerötet, auf den Boden gefallen.

Er holte tief Luft. Bald hellte seine Stirn sich auf, da ihm kein Blut auf die Lippen trat, sondern nur das Gefühl eines leichten Druckes blieb.

Nicht ernst, triumphierte er, aber trotzdem ärgerlich. Er fluchte nicht, noch war er über die Tat sonderlich erstaunt, die ihm sein Erlebnis auf dem Schiff im Gegenteil nur um einen Grad unbegreiflicher erscheinen ließ. Sie, die ihn während seines tiefen Schlafes hatte umbringen wollen, hatte sicher im Bewußtsein des Rechts gehandelt, und was hätte er dagegen einwenden sollen? Er hätte nur gern gewußt, was aus ihr inzwischen geworden war.

Er untersuchte seine Verletzung. Ein Messerstich in einer Muskel, konnte er feststellen. Nochmals bestätigte er sich die Ungefährlichkeit der Sache. Doch, was in diesem Moment diejenige, die ihn hatte töten wollen, tun konnte, schien ihm mehr zu beunruhigen als seine Wunde und selbst seine elende Lage auf dem Schiff. Nahe dem Messer bemerkte er auf den Planken einen plattgetretenen Gegenstand aus dunklem Metall: es war der Armring der Unbekannten. Ach ja, dieses wertlose Schmuckstück . . .

Vorsichtig erhob er sich. Er fühlte wohl Schmerzen, war aber nicht so schwach, daß er hätte unbeweglich bleiben müssen. Uebrigens dachte er keinen Augenblick daran, noch in Lebensgefahr schweben zu können. Etwas mühselig stand er auf, wobei er mit dem Fuß das Messer beiseite stieß. Noch ein Schritt, und er wäre auf den schwarzen Armring getreten. Doch er hielt inne und bückte sich, um den armseligen Gegenstand aufzuheben. Der Ring glitt ihm durch die Finger, wie wenn er hätte fliehen wollen. Eine Zeitlang hielt er ihn, matt und kalt, in der Hand, dann ließ er ihn in seine Tasche fallen.

In der Kabine lag der Koffer der Unbekannten neben seinem Gepäck. Aus einem Fach nahm er ein paar Taschentücher, um sich einen flüchtigen Notverband anzulegen, doch beiläufig er sich, um nachzusehen, was draußen vor sich ging. Auf dem Deck, das er schwankend erreichte, blendete ihn zuerst das Licht. Als er wieder sehen konnte, stieß er einen überraschten Ruf aus.

Auf dem Schiff war kein Mensch. Hatte sich die Frau nach ihrer Verzweiflungs- oder Rachetat ins Meer ge-

stürzt? Sein rascher Blick ließ ihn, noch ehe er sich die Frage überhaupt gestellt hatte, erkennen, daß das winzige Rettungsboot fehlte. Wer hätte denken können, daß sie den Mut fand, sich in dieser Holzschale aufs freie Meer hinauszuwagen? Seine zweite Ueberraschung bestand darin, daß er in weiter Ferne, wenn auch nicht allzu weit, eine aschfarbene Linie gewahrte, die eine Küste abzeichnete. Ja, wenn er sich recht überlegte, so gab es in diesem Meer da und dort Felsen und Koralleninseln, und mit ein wenig Glück . . .

Der Kutter war weit nach Nordosten abgetrieben, glücklicherweise mit Richtung auf Land. Aber was für Land? Das war gleichgültig. Die Rettung lag jedenfalls dort, ein paar Meilen weit am Horizont. Der Mann ging wieder in die Kajüte und holte ein Fernglas. Da fuhr ein kleines Schiff, vielleicht ein Netzfischer, nein, eher eine Yacht, auf eine winzige Silhouette in der Richtung des Kutters zu. Rauch stieg in den Himmel. Das Schiff stoppte. Man hätte meinen können, daß es etwas im Meer aufsuchte . . . Der Kahn, murmelte der Mann, der Kahn . . . Sein Blick wurde weich, und Tränen traten ihm in die Augen. Dann, als er merkte, daß die Notflage über ihm in dem Wind flatterte, der das Wrack langsam dem Land zutrieb, riß er sie herunter, als hätte er dadurch sein Schicksal von dem der Frau für immer trennen wollen. Die Yacht, die sie gerettet haben mußte, entfernte sich jetzt. Eingebornenschiffe kamen in Sicht, die auf den Kutter zuruderten. Das Gesicht des Mannes drückte wieder Zuversicht, fast Unbekümmertheit aus, und mit gegen die Brust gedrückten Händen, in der er noch Schmerzen verspürte, sah er die Hilfe herankommen, die ihm das Ende seines Abenteurers bringen sollte.

Das Ende? Dem Anschein nach meint man manchmal, daß etwas — im Guten oder im Schlimmen — zu Ende sei. Man glaubt, um es der Vernunft leichter und dem Gewissen bequemer zu machen, schon beim Epilog zu sein, während man gerade erst angefangen hat, den Prolog zu leben.

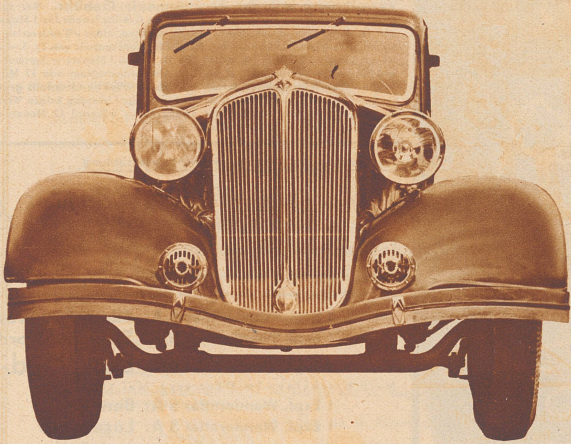
Frank Gerald.

«erwarte sie morgen stop 20 h ritz paris stop frank gerald.»

Unter den zwanzig, dreißig Männern, die das Telegramm bekamen, war nicht einer, der nicht als einer der Mächtigen dieser Welt gegolten hätte. Jeder dieser zwanzig, dreißig Männer stand als General auf dem Schlachtfeld der Wirtschaft. Jeder dieser zwanzig, dreißig Männer war ein Faktor, der im Wirtschaftsleben zählte, war ein Mann, von dem Hunderte und Tausende wußten.

Aber Frank Gerald war mehr als sie alle, war der Herr

4-6-8 CYLINDERWAGEN MIT GRÖSSTEM KOMFORT · KONKURRENZLOSE PREISE



RENAULT

AV. SÉCHERON, GENÈVE · VERTRETER IN ALLEN KANTONEN

A8 - 021D



Einige Minuten genügen

sich bei diesem nassen Wetter einen neuen Rheuma-Anfall zu holen. Linderung verschaffen Ihnen unverzüglich:

ASPIRIN - TABLETTEN

nur noch 1.75

Es gibt kein Aspirin ohne Bayer Kreuz!



dieser Herren. Frank Gerald telegraphierte irgendwo in der Welt an diese zwanzig oder dreißig Männer in Paris, daß er sie am nächsten Abend im Hotel Ritz erwarte, und so unvermutet diese Botschaft kam, wie man auch für diesen Abend schon seit Wochen disponiert haben mochte, jeder dieser zwanzig, dreißig Männer war am nächsten Abend punkt acht Uhr zur Stelle. Aber seltsam, diese Männer, die gewohnt waren, Hunderten und Tausenden von Menschen zu befehlen, über Hunderttausende Dollars, Pfunde, Franken, Mark zu disponieren, denen ihre Machtvollkommenheit im Gesicht geschrieben stand, die ihre Macht unbewußt mit jeder Bewegung, jeder Geste, jedem Ton zum Ausdruck brachten, sie alle konnten unter der gewohnten Maske doch nicht ganz verbergen, was diese Stunde für sie bedeutete.

Frank Gerald zu begegnen, hieß, Frank Gerald Rechenschaft abzulegen. Frank Gerald war der wahre Herr all dieser Mächtigen. Ihm gehörte, was die anderen verwalteten, ja, es genügte schon, daß er nur einen geringen Anteil an irgendeinem der zahllosen Unternehmen hatte, um ihn zum Alleinbefehlshaber zu machen. Aber meistens hatte er nicht nur einen geringen Anteil, meistens waren es zwei Drittel, gar vier Fünftel aller Aktien dieser Unternehmen, die in Frank Gerald's Tresoren lagen.

Gewiß, auch das letzte Drittel, auch das fünfte Fünftel eines dieser Unternehmen stellte schon gewaltige Werte dar, aber alle diese vermögenden Generaldirektoren, alle diese leitenden Verwaltungsratspräsidenten wußten, wie wenig das ihre gegen den Besitz Gerald's bedeutete, daß sie Rechenschaft über den Besitz Gerald's abzulegen haben würden.

Dieser Besitz war zäh und mit Einsatz aller Energie im Verlauf von zwanzig Jahren erworben worden. Ursprünglich hatte Frank Gerald nur ein kleineres Lebensmittelpartengeschäft betrieben, war dann aber infolge der einseitigen Internationalisierung der Wirtschaft auf den Gedanken gekommen, den Transport auszubauen und in riesigen Maßstäben zu organisieren. Die dabei gewonnenen Methoden hatte er erfolgreich auf andere Hauptstapelwaren des menschlichen Verbrauches wie Kohle, Oel, Stahl und andere Metalle ausgedehnt. Durch seine Fähigkeit, überallhin Führer auszustrecken, war es ihm unter Mithilfe von Bankleuten gelungen, mit Bergwerksinteressenten der ganzen Welt Beziehungen anzuknüpfen, ja sogar mit Baumwollleuten und Gold- und Diamantengewinnern, deren Unternehmen er in den meisten Fällen selbst in die Hand bekommen hatte. Jetzt herrschte er gleich einem König früherer Zeiten über ein gewaltiges Wirtschaftsreich. Zehn Worte eines Telegramms hätten genügt, um die Daseinsbedingungen von fünfzig afrikanischen Dörfern in kurzer Zeit grundlegend zu verändern. In seiner Macht hätte es gestanden, ein Parlament oder eine Regierung zu stürzen. Er gehörte zu den hundert Männern, die sich in den Besitz der neuen Welt teilten.

(Fortsetzung folgt)

Die hübsche kleine Dame

Wir sind in die bequemen Polstersitze eines neuen Bundesbahnwagens gesunken und genießen nun durch die breiten Fenster den Blick auf die nachmittagsbesonnte Vorfrühlingslandschaft. Die Bilder, die an unsern Augen vorbeiziehen, machen glücklich, aber auch irgendwie unruhig. Oder kommt die Unruhe aus anderer Quelle, vielleicht daher, daß jenseits des Mittelganges eine sehr hübsche, junge, blonde Dame, fast mehr noch Mädchen als Dame, die Blicke immer wieder vom Frühling außerhalb der Fenster ablenkt? Ihr gegenüber sitzt ein sogenannter Herr mittleren Alters von Durchschnittsqualität, der sich sehr gemessen mit ihr unterhält. Am Fenster ihres Abteils haben sich zwei junge Offiziere, ein Flieger und ein Artillerist, placiert; sie werfen von Zeit zu Zeit ein Auge auf die ausnehmend hübsche kleine Dame. Auch sie selber blickt manchmal unter den langen, sehr gepflegten und stilisierten Wimpern hervor. Aber beide Teile sind zu gut erzogen, um etwa die verstohlene Augensprache durch direktere Anrede zu ergänzen. Die frühlingshafte junge Dame ist so gut gekleidet, daß sie eine Millionärin sein könnte. Aber es paßt etwas nicht ins Bild: sie läßt sich nämlich nicht ins Polster fallen und antwortet auch nicht im schläfrigen Ton, den sich eine große Dame in der Eisenbahn erlauben darf, wenn sie mit einem ihr bekannten Herrn fährt, der aussieht wie ein Unternehmer mittlerer Güte. Unsere junge Dame sitzt eher auf der vorderen Kante des Polstersitzes, sie hat eine sehr gerade Haltung, gibt außerordentlich freundliche und liebenswürdige Antworten und schaut während der ganzen zweistündigen Fahrt von Zürich bis Bern niemals müde oder gelangweilt drein.

Man könnte deshalb meinen, sie gehöre zu jenen armen Wesen, die gezwungen sind, mit jedermann freundlich zu sein, damit sie mit einem Pelzmantel im Zweitklasswagen durchs Land fahren können. Aber ein wenig Beobachtung bewahrt vor dem Trugschluß. Erstens trägt sie einen schmalen Goldreif ohne Stein, den man Ehering nennt, obgleich er nicht immer unfehlbar den Zivilstand bescheinigt. Dann sieht sie trotz aller Aufgeschlossenheit und bereitwilliger Freundlichkeit doch recht distinguirt aus. Und wenn man aufpaßt, dann entdeckt man in den Augen sogar ein wenig Geist und ein wenig Liebe. Nur

die Frisur ist nicht besonders passend zu dem ruhigen Oval des Gesichtes; sie ist zu aufgelockert, zu sehr «neues Gretchen 1934». Fast ist es uns, als hätten wir die junge Dame einmal irgendwo gesehen. Aber wo?

Der Wagen hält in der Berner Bahnhofhalle, gerade vor dem berühmten Büffet, wo man im Sommer im Freien essen kann und dank der Elektrizität keinen Ruß mehr in die Suppe bekommt. Wir steigen ahnungslos aus, doch behindert eine vielhundertköpfige bernische Volksmenge unsern Weg. Sieben Kurbelmänner sind unter die Menge verteilt und arbeiten wie Drehorgler. Ein großer Strauß von roten Rosen winkt uns. Da wir an einen bürgerlichen und nicht an den sozialdemokratischen Parteitags gefahren sind, verfallen wir keineswegs der Illusion, dieser Strauß sei für uns bestimmt. Wir wenden deshalb unsere Blicke nach rückwärts und entdecken, daß die hübsche Unbekannte das Ziel aller Augen, aller Objektive und aller roten Rosen ist. Eben entsteigt sie lächelnd dem Wagen, gefolgt von dem mittelmäßigen Unternehmer. Eine Bekannte aus früheren Tagen — man hat immer solche in den Universitätsstädten — erklärt uns, daß die Unbekannte keine Unbekannte sei, sondern daß sie Herta Thiele heiße.

Ihr galt also der stürmische Empfang. Hundert Hände halten ihr Karten mit ihrem Bild entgegen und wünschen Autogramme. Doch der mittelmäßige Unternehmer entführt sie. Autogramme gibt es am Abend im Kino, wo Herta Thiele sich selbst auf der Leinwand sehen wird. Nun erinnern wir uns an ihre Gestalt. Sie war in jenem berühmten Film, der von hundert jungen Mädchen gespielt wurde, die rührende kleine Heldin. Sie hieß Manuela, hatte große Mandeläugen, einen Kindermund und eine brave Institutshaartracht. Sie fand sich im Leben nicht zurecht und wirkte in ihrer künstlerischen, träumenden Art ergreifend. Nun wirkt sie viel realer; sie scheint sich auch mit Hilfe des mittelmäßigen Unternehmers ordentlich in der Welt zurechtzufinden. Ob es ihr aber gelingen wird, trotz Bahnhofempfangen, Autogrammen, Geschäftsblumen und Impresarios die Augen und die Lippen wiederzufinden, die solche Angst vor dem Leben aussprachen und die so innig darum baten, vor Rohheit und Geschäftigkeit bewahrt zu werden? —mm—

Hollywood Stars



bevorzugen „Tangee Theatrical“

„Gebt uns einen Lippenstift“, sagten die berühmten Hollywood-Schönheiten, „mit den gleichen wunderbaren Eigenschaften wie „Tangee“, aber dunkler und etwas lebhafter in der Farbe.“

„TANGEE THEATRICAL“, die neue dunkle Nuance, entspricht allen Wünschen nach einem lebhafteren Ton. Unter Wirkung der gleichen Grund-Creme, wie sie für „TANGEE“ verwendet wird, hält „TANGEE THEATRICAL“ den ganzen Tag, ist mild und schützt die Lippen.

Tangee Theatrical Rouge Theatrical-Rouge-Packung, der neue dunkle Ton gehört zum Tangee-Theatrical-Lippenstift.

Tangee-Cosmetic verschönert Augenbrauen und Augenwimpern und macht sie dunkler; doch werden die Augen dadurch keineswegs gereizt noch beschmutzt. Waschecht.

TANGEE
der weltberühmte Lippenstift

Or. Burkart, Dist.,
25, Rue des Communaux, Vevey.



Wie schön ist dieses Baby!

und **PALMOLIVE** wird seine Schönheit beschützen

Sie wollen, daß Ihr Kind stark, gesund und kräftig ist. Sie sind deshalb besonders vorsichtig in der Auswahl der Seife, mit der Sie waschen. Von ihr hängt Gesundheit und Schönheit ab. Benutzen Sie eine Seife, die vollkommen rein ist, eine Seife, die Ihr Arzt empfiehlt. Gebrauchen Sie Palmolive.

Ihre Reinheit ist weltbekannt. Nur Olivenöl gibt Palmolive die grüne Farbe. Nur Pflanzenöle werden zu ihrer Herstellung verwendet. Das ist das Geheimnis der jugendlichen Frische, die der Gebrauch von Palmolive Ihrem Teint verleiht.

Palmolive-Seife wird stets in einer olivengrünen Packung verkauft. Achten Sie auf das schwarze Band mit der Goldaufschrift „Palmolive“.

PALMOLIVE A. G., Zürich, Talstrasse 15.



Fr. 0.50

Palmolive die Seife der Jugend

Der ferne Osten

in lebensvoller Schilderung

R. Haushofer

Japan und die Japaner

Eine Landes- und Volkskunde.
2. Auflage. Mit 28 Karten in 7 und 29 Abb. auf 15 Tafeln.
Geb. Rmf. 8.—, geb. Rmf. 9.60.

„Ein geopolitisches Bild Japans von einem Reichtum und einer Tiefe, die einem die Lektüre unvergeßlich macht. Gleichzeitig aktuellste Gegenwart und Vorschau auf die weitere Entwicklung, wie sie eben nur ein so guter Kenner des Volkes geben konnte...“

(Königliche Zeitung)

G. Wegener

China

Eine Landes- und Volkskunde.
Mit 30 Abbildungen auf 16 Tafeln und 22 Textfiguren.
Geb. Rmf. 9.—, geb. Rmf. 10.80.

„Eine systematisch und methodisch gut aufgebaute, fesselnd geschriebene Darstellung der Landesnatur, des chinesischen Volkes und dessen politischer Geschichte der neuesten Zeit, die in keiner geographischen Bibliothek fehlen dürfte.“

(Der Schweizer Geograph)

Leipzig · B. G. Teubner · Berlin